

KINDHEIT UND TOD

LEBEN IM GHETTO

Als Schriftsteller, der mehrere Theaterstücke geschrieben hat, die in vielen Theatern, in vielen Ländern aufgeführt wurden, trete ich recht häufig öffentlich auf, vor unterschiedlichem Publikum, sowohl zu Hause in Moskau als auch im Ausland.(...) Heute aber werde ich zum ersten Mal öffentlich von meiner Kindheit erzählen, von dem jüdischen Ghetto, in das ich gekommen bin, als ich noch nicht einmal acht Jahre alt war. "Kindheit und Tod" - diesen Titel gab ich meinem Vortrag. Der Titel klingt hart, drückt aber am besten das Wesen dessen aus, worüber ich berichten werde.

Ich bin kein Wissenschaftler, ich habe das Thema - Kindheit und Tod - nicht speziell untersucht. Aber ich habe viel darüber nachgedacht und analysiert. Ich hatte viele Fragen an mich selbst, die ich bis heute noch nicht alle beantworten konnte. Und dennoch, so hoffe ich jedenfalls, habe ich einiges verstanden.

Was bedeutet für mich Krieg, was Ghetto, was die Tatsache, Jude zu sein? Was bedeutet meine Biographie für mich, mein Leben, meine Seele, mein Bewußtsein, mein Denken? Das ist vor allem die Wechselbeziehung zwischen meiner Kinderseele und dem Tod. Vor dem Krieg bin ich dem Tod nur einmal begegnet. Ich hatte einmal einen toten Menschen gesehen. Später habe ich in einem Winter Dutzende, Hunderte von Toten gesehen, darunter meine Mutter, meinen Bruder, meine Großmutter, meine Tante, ihren Mann und ihren Sohn, meinen Onkel und seine Frau und ihren Sohn ... Der Tod gehörte nicht nur zu meiner Kindheit, er bestimmte meine Kindheit. Er war Herr über alles, und er machte mit meiner Seele alles, was ihm in den Sinn kam. So richtig weiß ich nicht einmal, was genau er angerichtet hat, und ich werde das auch nie mehr erfahren.

Natürlich ist das nicht nur mein Schicksal. Das war das Schicksal vieler Kinder, die wie ich mit ihren Eltern ins Ghetto kamen und als kleine Kinder den Tod ihrer Eltern erlebten.

Wenn ein Mensch auf die Welt kommt, weiß er bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, in den ersten Jahren, nichts über den Tod. Für ihn existiert der Tod einfach nicht. Aber dann kommt der Tag der ersten Begegnung, wenn ein Kind den ersten Toten in seinem Leben sieht. Ich habe meinen ersten Toten gesehen, als ich noch nicht ganz sieben Jahre alt war, im Herbst 1940. Da starb unser Nachbar, ein alter Mann, der allen bekannte und von allen geachtete Kassierer von der Eisenbahn. Er war Russe, konnte sich jedoch mühelos in Moldauisch und Jiddisch verständlich machen, also in allen Sprachen, die die Einwohner von Dondjuschany sprachen - so hieß und heißt bis zum heutigen Tage eine kleine Siedlung im Norden Bessarabiens, wo ich geboren wurde. Bessarabien nun ist der Teil von Rumänien, der in eben jenem Jahr 1940, drei Monate bevor unser Nachbar starb, entsprechend dem Geheimabkommen zwischen Ribbentrop und Molotow der UdSSR angegliedert wurde. Zu jener Zeit stand in Dondjuschany bereits ein Regiment der Roten Armee. Dessen Orchester spielte übrigens bei der Beerdigung.

Das war eine unvergeßliche Beerdigung. Es war ein klarer Sonnentag. Der Tote lag in einem großen, geräumigen Sarg mitten auf dem Hof. Das ganze Shtetl, alle Nationen waren gekommen, ihn auf seinem letzten Weg zu begleiten. Ich betrachtete voller Angst das tote Gesicht des Mannes, den ich noch vor drei Tagen gesund und munter erlebt hatte. Er hatte mich immer mit seiner großen warmen Hand über den Kopf gestreichelt, und jetzt lag diese Hand blaß, weiß und leblos da. In meinen Ohren tönte noch seine Stimme, aber meine Augen sahen die zusammengepreßten Lippen, den für immer geschlossenen Mund. Damals konnte ich meine komplizierten Gefühle noch nicht mit Worten ausdrücken, aber wenn ich mich jetzt an diesen Tag erinnere, würde ich meinen Eindruck von der ersten Begegnung mit dem Tod so formulieren: Ich spürte, ich fühlte, daß es keinen größeren Unterschied, keine tiefere Kluft auf der Welt gibt als die zwischen einem toten und einem lebendigen Menschen. Ich spürte damals diesen schrecklichen Unterschied und mir wurde angst. Konnte ich damals ahnen, daß sich meine Augen in weniger als einem Jahr daran gewöhnen würden, in tote Gesichter fast genau so ruhig zu blicken wie in lebendige?

In Dondjuschany fand der Machtwechsel in der Nacht statt. Wir gingen mit den Russen schlafen und wachten unter den Deutschen auf. Dazu kamen noch die Rumänen, denn gleichzeitig kehrte die frühere rumänische Macht zurück. Es gab zwei Kommandanten, aber das letzte Wort in allen Fragen hatte natürlich der Deutsche. Und als der deutsche Kommandant befahl, alle Juden zusammenzuholen, führte der rumänische Kommandant deshalb sofort den Befehl aus. Als alle beisammen waren - kein Jude versteckte sich oder floh -, wurden wir in Viererreihen aufgestellt und gezählt. Dann wurde uns ein Fuhrwerk für die Alten und Kranken zur Verfügung gestellt, auf das wir auch unsere Großmutter Zjupa, die sich kaum auf den Beinen halten konnte, setzten. Wir wurden in eine unbekannte Richtung getrieben. Unterwegs stellte sich heraus, daß wir in ein jüdisches Ghetto irgendwo in der Ukraine gebracht wurden. Ich weiß nicht, wieviel Tage oder vielleicht Wochen dieser Leidensweg gedauert hat. Ich erinnere mich allerdings, daß wir nicht nur nachts Halt machten, sondern daß es auch drei bis vier Tage und mehr Rast gab. Ich möchte hier anmerken, daß ich auch nach dem Krieg niemals versucht habe, weitere Informationen über diese "Reise" zu bekommen, auch nie nach dem genaueren Weg fragte, den wir geführt wurden, oder nach anderen Details. Nicht einmal meinen Vater habe ich, solange er am Leben war, näher befragt. Ich will über diese Zeit nicht mehr wissen als ich weiß. Neue Details interessieren mich nicht. Mir reichen die, die sich mir ohnehin eingepägt haben.

Wir liefen und liefen, machten Halt, wurden wieder hochgescheucht und weitergejagt, bis wir in der Stadt Berschad, im Gebiet Winniza, in der Ukraine ankamen. Ich erinnere mich, daß es bereits die ersten Bodenfröste gab. Die ersten Nächte verbrachten wir auf dem eisigen Fußboden in einem verdreckten Raum mit hohen Decken. Möglich, daß das die ehemalige Synagoge war. Es begann der kälteste, entsetzlichste und schlimmste Winter meines Lebens, der Winter 1941/1942, der Winter, nach dem von den vierzehn Mitgliedern unserer Familie nur noch zwei am Leben blieben. Ich war einer davon.

Um mich herum wütete erneut der Tod. Welwale, Wolodja starb als erster. Er wurde kurz vor Kriegsausbruch geboren, meine Mutter stillte ihn. Bei der dritten oder vierten Etappe hatte sie keine Milch mehr. Der Junge starb unterwegs. Meine Mutter trug seinen toten kleinen Körper bis zur nächsten Rast. Das war noch am rechten (rumänischen) Dnestrufer. Ich weiß noch, daß mein Vater keinen Spaten finden konnte, dann fand er einen ohne Stiel und fing an zu graben. Da kam jemand angelaufen und sagte, daß gerade eine Frau gestorben sei, die Mutter von unseren Bekannten. Es wurde beschlossen, sie zusammen zu begraben. Mein Vater grub kein sehr tiefes Grab, dicht am Ufer. Erst wurde die Frau hineingelegt, in den Sachen, die sie auf dem Leibe trug, und darauf, ihr auf die Brust, wurde mein in einen Lappen gewickelter Bruder gelegt. Dann wurde zugeschüttet. Und wir liefen weiter.

Ein paar Tage später, bei einer anderen Rast, in einer Stadt, die, wenn ich mich nicht irre, Jampol hieß, ließen wir unsere im Sterben liegende Großmutter Zjupa auf der Erde zurück. Sie lag reglos mit offenen Augen da und gab keinen Ton von sich. Bei ihr zu bleiben oder sie zu tragen (ein Fuhrwerk gab es schon nicht mehr), wurde uns nicht erlaubt. Die Wachleute stellten uns vor die Alternative, entweder liegenlassen oder erschießen. Meine Mutter wischte mit einem Tuch den Schmutz von Großmutter's faltigem Gesicht, küßte sie, und dann gingen wir weg ...

Das war noch vor Berschad. In Berschad nahm das jüdische Ghetto die Hälfte der Stadt ein - zwischen dem Flußufer (ein Nebenfluß des Bugs, an dessen Namen ich mich nicht erinnern kann) und der großen Chaussee. Hier lebten die Juden von Berschad, die Juden aus den umliegenden Städten und Shtetln sowie die Juden aus Bessarabien, der Bukowina und Westbelorußland. Alle Räume des Ghettos waren buchstäblich mit Juden vollgestopft, vor allem mit jüdischen Großfamilien, die sich Mühe gaben, zusammen zu bleiben. Unsere Familie und zwei weitere Familien aus der Bukowina kamen in einen kellerähnlichen Raum. Einige von uns hausten auf dem Zementboden, andere auf eilig zusammengezimmerten Pritschen. Wenn die einen starben, rückten die anderen, solange sie noch am Leben waren, vom Fußboden auf die Pritschen. Von Heizung konnte nicht einmal die Rede sein, wir wärmten uns an unserem eigenen Atem und indem wir mit unseren in Lumpen gewickelten, ungewaschenen, hungrigen und verlausten Körpern zusammenrückten. Der Frost war in diesem ersten Kriegswinter so hart, daß sogar die dicken Ziegelwände völlig durchgefroren waren.

Eine der ersten, die in diesem kellerähnlichen Raum starb, war meine Mutter. Sie war damals genau halb so alt wie ich jetzt - 31 Jahre. Eine Woche lang lag ich auf der Pritsche neben ihrem toten Körper,

ganz dicht bei ihr. Ich schlief neben ihr, ich aß etwas neben ihr, neben der Leiche meiner Mutter. Fünf Tage. Oder vier Tage. Oder sechs Tage. So wie sie neben mir lag, als sie am Leben war, so blieb sie auch neben mir liegen, als sie tot war. In der ersten Nacht war sie noch warm, ich berührte sie. Dann wurde sie kalt, und ich faßte sie nicht mehr an, bis sie abgeholt wurde und mit ihr zusammen noch weitere Menschen, die im Laufe dieser Woche in unserem Keller gestorben waren. Sie haben die Leichen manchmal einmal, manchmal zweimal in der Woche abgeholt. Das hing nicht von der Anzahl der Leichen ab, sondern war wohl eher zufällig.

Keiner von meinen Verwandten ist umgebracht worden - sie sind von selbst gestorben. Am Hunger, an der Kälte, an den schrecklichen Bedingungen, an Seelenschmerz, an Hoffnungslosigkeit. An allem zusammen.

Als der Frühling kam, war in vielen Räumen viel Platz. Einige standen ganz leer und blieben auch die ganzen drei Jahre lang, die man uns dort festhielt, leer. Offenbar gab es zu diesem Zeitpunkt in Europa keine nicht schon abtransportierten Juden, keine freien Juden mehr.

Aber bei mir war alles in Ordnung. Ich habe all die Jahre lang im Ghetto ununterbrochen irgend etwas gespielt. Besonders begeistert und hingebungsvoll habe ich Krieg gespielt. Ich lebte in meiner Phantasiewelt, nicht in dieser grauenhaften Realität. Mein Kopf produzierte pausenlos imaginäre Ereignisse und Situationen. Ich war an großen Schlachten beteiligt, war der oberste Bestimmer, der General aller Generäle. Nicht einmal dieses Grauen konnte meine blühende Phantasie zunichte machen. Ich weiß bis heute nicht, was das bedeutet - etwas Gutes oder etwas Schlimmes. Ich habe Angst, darüber nachzudenken. Ich glaube, ich war nicht ganz normal, dieses ständige Spielen, dieser ständige Zustand überhitzter Phantasie war wahrscheinlich meine Verrücktheit. Ich bin verrückt geworden - mit acht Jahren.

Unser kellerähnlicher Raum lag in der Mitte, zwischen Fluß und Chaussee. Den "Frontstab" hatte ich in einer Erdhütte am Fluß eingerichtet. Im Morgengrauen ging ich zur Aufklärung zur Chaussee. Dort war immer etwas Militärisches zu sehen - Autokolonnen mit deutschen oder rumänischen Soldaten, Panzerkolonnen. Zuerst bewegte sich alles nach Osten, dann nach Westen. Das waren echte deutsche Truppen - aber unter meinem Befehl. In mein Spiel bezog ich reale militärische Kräfte ein, die auf der Chaussee fuhren. Ich lenkte sie in die Richtung um, die ich brauchte. Gehorsam hörten sie auf alle meine Befehle. In meinem Krieg war alles möglich: ukrainische Partisanen konnten beispielsweise unter dem Kommando deutscher Offiziere gegen rumänische Gendarmen kämpfen. Mal war ich ein deutscher, mal ein russischer, mal ein rumänischer General. Und als eine italienische Truppe die Chaussee entlangkam, wurde ich zu einem italienischen General. Vom realen Krieg wußte ich wenig und wollte auch nichts wissen. Mich interessierte und beschäftigte nur mein Phantasi Krieg.

Das Leben vor dem Krieg und das Leben im Ghetto waren zwei so unterschiedliche, fremde, weit voneinander entfernte Leben, daß beide zusammen keinen Platz in meiner Seele hatten. Deshalb habe ich in dem Moment, als ich ins Ghetto kam, sofort mein Leben vor dem Krieg vergessen. Es war mir aus dem Gedächtnis gefallen, wie aus meiner Hosentasche, und es schien mir - für immer. Ich habe nicht ein einziges Mal von meinem Leben vor dem Krieg geträumt. Das einzige, was sich aus dem damaligen Leben in das jetzige hinübergerettet hatte, war mein Spieltrieb. Ich habe hingebungsvoll, pausenlos etwas gespielt, meistens, wie ich bereits erwähnte, Krieg. Es stellte sich heraus, daß man dafür nicht unbedingt rennen, springen und schreien mußte, wie wir das in Dondjuschan gemacht hatten. Ich lernte schweigend, für mich, in meiner Phantasie zu spielen.

Verstand ich, daß ich Jude bin, daß alle hier Juden sind und daß wir deshalb bestraft werden? Ja, das verstand ich. Aber beim Spielen war ich kein Jude mehr, Juden spielten bei mir nicht mit, dienten nicht in meinen Truppen. In meinem Stab gab es keinen einzigen Juden. Jude wurde ich nur in den Pausen zwischen den Schlachten, wenn ich für eine bestimmte Zeit meine Rolle ablegte. Aber diese Pausen waren selten und kurz.

Ich empfinde gemischte Gefühle, wenn ich an meine Spiele in Bershad zurückdenke, obwohl mir klar ist, daß sie meine Rettung waren. Und wenn ich heute ein mehr oder weniger normaler Mensch bin, zumindest nicht ganz, nicht völlig verrückt, dann nur, weil ich damals im Ghetto unaufhörlich, wie auf-

gezogen, wie ein Wahnsinniger gespielt und gespielt habe - die ganzen drei Jahre habe ich ununterbrochen gespielt. Und danach, nach der Rückkehr, spielte ich lange noch weiter ...

Die menschliche Psyche ist sehr biegsam, deshalb kann sich der Mensch jeder Situation anpassen. Er kann sich in alles Mögliche verwandeln. Wenn man daran denkt, was alles aus dem Menschen werden kann, ohne große Anstrengung, dann wird einem angst. Es sind besondere Vorsichtsmaßnahmen notwendig, die diese schreckliche Flexibilität, die grauenhafte Elastizität der menschlichen Psyche berücksichtigen.

Ich bin nicht einfach so aus dem Ghetto nach Hause zurückgekommen, sondern mit einem sowjetischen Panzer. Dieser Panzer war einer der ersten, die nach Bershad durchgebrochen waren. Er blieb auf einmal stehen: eine Raupenkette war ihm heruntergerutscht. Eine Menge ausgemergelter Menschen umrang sofort den Panzer. Aus dem Turm lehnte sich ein junger, unrasierter Panzerfahrer heraus und lächelte. "Na, ihr Jiddn, lebt ihr ?", fragte er laut und gutmütig. Dann sprang er herunter und sah nach, was geschehen war. Keiner war böse auf ihn - er wurde gedrückt und umarmt, man schüttelte ihm die Hand, und er lachte. Etwa zwei Stunden hatte er mit der Reparatur zu tun. Ich half ihm. Er nahm mich mit. Wir gingen mit der Front. Ich weiß nicht mehr, welche Front das war. Ich glaube, die 2. Ukrainische, die, wenn ich mich nicht irre, unter Marschall Konews Befehl stand. Und Marschall Konew stand unter meinem Kommando ...

Als wir den Dnestr überquert hatten, suchte der Panzerfahrer Dondjuschanj auf der Landkarte und schüttete mit Verdruss den Kopf: Der Ort lag abseits von seiner Marschrouten. "Ich kann dich nicht bis nach Hause bringen", sagte er, und ich wollte schon herunterspringen. Plötzlich machte er eine wilde Handbewegung, tauchte ab, riß im Wahnsinnstempo einen Umweg von etwa dreißig Kilometern runter und setzte mich am Rand meines Schtetls ab. Bis an die Zähne bewaffnet kam ich nach Dondjuschanj zurück. Ich hatte zwei Revolver - einen russischen und einen deutschen, einen Dolch, etwa zwanzig Maschinengewehrpatronen, zwei Handgranaten. Meine geliebte Heimat erkannte ich nicht wieder. Ich hatte Mühe, unser Haus zu finden, das mir jetzt winzig, wie ein Spielzeughaus vorkam. Das Nachbarmädchen Klawa Russu rief mich - sie war so froh. Ich hatte in all diesen Jahren nicht einmal an sie gedacht, hatte vergessen, daß es sie überhaupt gab. Ich war elf Jahre alt und konnte weder lesen noch schreiben.

Die Erwachsenen, die sich diesen Krieg ausgedacht haben, die Erwachsenen, die heute die unzähligen kleinen Kriege anfangen, denken nie an die Kinder. Sie selbst haben irgendwelche - widerwärtige, idiotische - aber doch Ziele. Zumindest meinen sie zu wissen, weshalb sie Menschen zum Morden schicken oder selbst morden. Sie denken an irgendeine Vergangenheit, ihnen schwebt irgendeine Zukunft vor. Aber Kinder haben das alles in Kriegszeiten nicht. Kinder können nicht einmal etwas meinen. Ich habe beispielsweise überhaupt nicht verstanden, wer mit wem und weshalb kämpft. Ich hatte keine Ahnung davon, was Faschismus, was Sozialismus ist, wer Recht hat und wer nicht - Stalin oder Hitler. Ich kann mich nicht einmal jetzt richtig erinnern, ob ich diese Namen kannte. Wahrscheinlich kannte ich sie, aber das hatte für mich keinerlei Bedeutung. Ich weiß ganz genau, daß ich im Ghetto kein anderes Leben erdachte und erwartete als das, was ich dort hatte. Ich war überzeugt, daß das immer und ewig so sein würde. Man darf nicht vergessen, daß der Krieg im Vergleich zu dem Leben vor dem Krieg, zumindest im Vergleich zu meinem Leben in Dondjuschanj, ein ungeheures Spektakel war, interessant und bunt - Panzer fahren, Autos, Truppen marschieren, erst in die eine Richtung, dann in die andere. Alles dröhnte, kochte, knallte. Eine Granate oder einen Revolver zu besorgen, war nicht schwierig. Sogar unter den Bedingungen des Ghettos hatte ich mehrere Maschinengewehrpatronen und ein Gewehrschloß, allerdings ohne das Gewehr selbst. Wir waren Kinder, wir brauchten etwas Interessantes, Gefährliches, etwas Spannendes.

Wenn man richtig nachdenkt, dann ist Krieg für Kinder so etwas wie Krieg für Geisteskranke. Genau wie diese begreifen sie gar nichts: es fließt Blut und sie lachen, es stürzen Häuser ein, ungeheure Werte werden vernichtet, und sie sind begeistert: Sieh mal, wie toll! Ich wußte noch nicht, was Tod bedeutet und hatte schon Dutzende, hunderte tote Körper gesehen. Ich habe faktisch drei Jahre in einer Leichenhalle gelebt. Jetzt werde ich etwas Entsetzliches sagen: Wenn Ihr Erwachsenen einen Krieg anfangen wollt, bringt zuerst alle Kinder um. Denn die Kinder, die nach dem Krieg noch am Leben sind, werden entweder verrückt oder geschädigt sein. Weil du unmöglich normal bleiben kannst, wenn du zu dem Zeitpunkt, wo du noch nicht verstehst, was Tod bedeutet, wo du Bibel und Thora

noch nicht in der Hand gehalten hast, neben dem Körper deiner toten Mutter gegessen, dich gekratzt und dich geschneuzt hast, und wenn du hinters Haus pinkeln gegangen bist, mußttest du erst über mehrere Leichen von Menschen steigen, die du einen Tag davor oder eine Stunde davor noch lebendig gesehen hast.

Unter normalen, friedlichen Bedingungen erfahren Kinder die Unausweichlichkeit des Todes allmählich, langsam, im Laufe mehrerer Jahre. Instinktiv bemühen sie sich, diese so wichtige, so gefährliche Grenze möglichst schonend zu überschreiten. Die Seele eines Kindes ertastet sich ganz vorsichtig den Weg eines würdigen Sich-abfindens mit der Sterblichkeit seines Schicksals. Diese Prozesse dürfen nicht beschleunigt, intensiviert oder dynamisiert werden. Dabei sind Milde, Leichtigkeit der Schläge und Stöße, die der kindlichen Seele, bevor sie sich mit dem Gedanken an den Tod abfindet, in gewisser Abfolge zuteil werden, von größter Wichtigkeit. Hier ist es gefährlich, den Rhythmus zu ändern, erst recht, wenn das so unverhohlen und grausam geschieht, wie in jedem Krieg.

Als Schriftsteller, der sein ganzes Leben in der UdSSR verbracht hat, weiß ich sehr wohl, was politische Zensur heißt. Ich habe nach Kräften viele Jahre dagegen gekämpft. Aber es gibt noch eine andere Zensur - die biologische. Wenn der Organismus selbst - die Muskeln, das Hirn, die Nervenzellen, das Blut - den Menschen daran hindert, die ganze Wahrheit über sich selbst zu erfahren. Gegen diese Zensur muß man sehr vorsichtig vorgehen. Vielleicht hüte ich mich deshalb davor, all das, was damals mit mir im Ghetto geschehen ist, konsequent zu Ende zu denken. Ich habe Angst, die biologische Zensur außer Kraft zu setzen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie uns das verbirgt, was wir nicht ertragen und was uns umbringen könnte.

Alexander Gelman Fehler! Verweisquelle konnte nicht gefunden werden.

Der Autor

Alexander Gelman wurde 1933 in Moldawien geboren. Er arbeitete als Korrespondent verschiedener Zeitungen. Später schrieb er gemeinsam mit seiner Frau Tatjana Kalezkaja mehrere Filmszenarien. Der Film "Protokoll einer Sitzung", 1975, wurde mit dem Hauptpreis des Allunionsfestivals ausgezeichnet. In der Folge schrieb Alexander Gelman auch Theaterstücke, die vom Publikum mit großem Interesse aufgenommen wurden.

Übersetzung aus dem Russischen: Susanne Rödel

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 32/33 1995,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>